

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot  
**Band:** 199 (1926)

**Artikel:** Die Heuerin  
**Autor:** Huggenberger, Alfred  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-655842>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Heuerin.

Von Alfred Huggenberger.

Man sagte in Tischenloo, der Risten-Sali sei nicht mehr ganz im Senkel; halt weil er durch eine Bürgschaft sein Vermögen eingebüßt und noch in alten Tagen um den schönen Ristenhof gekommen sei. Es wurde ihm als fixe Idee angerechnet, daß er das bisschen Kleingeld, das er etwa von einer Verwandten im Gfenn geschenkt erhielt, mit zitterndem Geiz zusammensparte, um von Zeit zu Zeit ein Lotterielos kaufen zu können. Kein Mißerfolg entmutigte ihn; der Glaube, daß er endlich einmal gewinnen werde, setzte sich immer hartnäckiger bei ihm fest. Kaum daß er sich hin und wieder ein Päckchen schlechten Kanasters gönnte, wie schwer es ihm auch ankam, der altgewohnten Liebhaberei des Rauchens zu entsagen.

Seine heimliche Hoffnung ließ er nur selten laut werden: Er wollte mittels eines großen Treffers den Ristenhof und alles zurückkaufen. Und seiner Frau Justine wollte er einen Grabstein von Marmor setzen lassen, mit goldenen Buchstaben darauf.

Der Risten-Sali war von der Armenpflege auf dem Stelzenbühl versorgt, wo ich um jene Zeit in Arbeit stand. An hellen Frühlingstagen pflegte er gerne auf dem Bänklein neben dem Scheunentor zu sitzen und ein Pfeifchen Tabak zu rauchen, wenn er welchen hatte. Da beobachtete ich eines Nachmittags, daß er sich jedesmal, wenn er jemanden vom Dorfe her auf den etwas abseits gelegenen Hof zukommen sah, in die Scheune schllich, wo er sich, das Gesicht an ein Aßloch gedrückt, eine Weile versteckt hielt. Ich fragte ihn nachher, warum er dies tue, er habe ja doch gar nichts Unrechtes angestellt und brauche sich nicht vor den Leuten zu verbergen. Der Alte gab mir einen schiefen Blick über die Achsel weg. Seine Lippen, die er fast immer fest aufeinandergepreßt hielt, als befürchte er, es könnte ihm gegen seinen Willen ein Wort herausfallen, verzogen sich ein wenig, wie wenn er sagen wollte: „Was will so ein junger Schnaufer wissen!“

Am darauffolgenden Sonntag brachte ich ihm zwei Päckchen Rauchtabak aus der Stadt

mit heim, worüber er in helle Aufregung geriet. Von da ab hatte ich gut Wetter bei ihm. Er kam fast jeden Tag zu mir ins nahe Wäldchen herüber, wo ich Äste aufhakte, trämpelte ein wenig in der Lichtung umher, schwätzte ein paar Worte oder saß stundenlang auf einer Reiswelle und tubäkelte. So oft aber jemand des Weges kam, versteckte sich der Sali hinter einer Klafterbeige. Als dies auch wieder einmal geschehen war, versuchte ich ihm mit vielen Worten klarzumachen, daß die Armut doch für ihn nichts Unehrenhaftes habe; kein einziger Mensch könne ihm vorwerfen, daß er durch eigenes Verschulden um den Ristenhof gekommen sei. Unglück sei eben Unglück.

„Ja, ja, etwas vorwerfen kann mir niemand“, entgegnete er kleinlaut, worauf er sich auf einen Tannenstrunk setzte und in Nachdenken versank. „Oder man kann auch sagen: Es war Unglück“, murmelte er nach einer Weile bei sich selber.

Nun ließ ich mich neben ihm nieder, um das Besperbrot zu verzehren. Ich sah ihm an, daß er etwas in sich verarbeitete, und ließ ihn gewähren. Plötzlich machte er eine abwehrende Bewegung mit den zittrigen Händen. „Wenn ich es aber besser weiß? Alle Leute sagen zu mir: Das Bürgen ist schuld! Der Bechler hat dich um Hab und Gut gebracht. Nein! Ich selber bin der Schelm gewesen!“

Nachdem er diese Worte heftig herausgeworfen hatte, beruhigte er sich ein wenig. „Ich weiß schon, warum ich mich verberge. Ich meine immer, jedes Kind müsse es mir ansehen. Schon manchmal habe ich daran gedacht: Wenn ich nur einem Menschen etwas davon sagen könnte. Aber wer kümmert sich um derlei Sachen? Auf den Hals binden kann man das niemandem.“

Er stand auf und wollte sich auf den Heimweg machen; aber ich bat ihn, noch ein wenig zu bleiben. Nach einem Hin- und Herreden brachte ich ihn dazu, daß er gelassen zu erzählen begann:

„Ich weiß noch den Tag, ich weiß noch die Minute, wo alles seinen Anfang genommen hat. Es war Mitte Juni; man hatte schon lange auf Heuwetter gehofft, da war es plötzlich da. Das Futter stand dicht und hoch wie selten! es mußten noch mehr Leute her. Ich und der

Kärtler-Hans fuhren an einem Sonntagvormittag auf meinem Rennwägelchen nach Schmelzach hinab, um Schwabenmähder und Heuerinnen zu holen. Sie kamen gewöhnlich um diese Zeit an und warteten im Ochsen oder beim Brückenwirt auf Arbeitgeber. Wir stiegen beim Brückenwirt ab; es waren nur drei Mähder da, mit welchen wir schnell einig waren. An einem andern Tische saßen einige Heuerinnen. Unter diesen fiel mir sofort eine auf. Sie saß im Gegensatz zu den anderen, die beständig schwätzten, still für sich und gab verwundert auf alles in der Stube acht. Sie mochte neunzehn oder zwanzig zählen, hatte dicke gelbe Zöpfe und volle Wangen. Aber das Besondere an ihr waren die Augen. Es kann hübsche Weibsbilder geben, — eine wie die hab' ich in meinem Leben vorher und nachher nicht gesehen. Ihr könnt lachen über mich; ich ging im neunundvierzigsten damals, aber sie hatte mich auf der Stelle weg. Wie kann man so ein Mädchen in den Heuet schicken, dachte ich. Und im gleichen Augenblick war es bei mir beschlossen: Die kommt mit mir! So ein frisches Gesicht und so zwei Augen tun einem wohl neben der Arbeit — log ich mir selber zur Entschuldigung vor.

In der Furcht, der Kärtler-Hans möchte mir zuwinkommen, — denn er hatte auch angefangen, nach den Mädchen hinüber zu schielen — ging ich ohne weiteres auf sie zu und fragte sie, ob sie schon einen Dienst habe. Sie verneinte errötend. Ich war mir in diesem Augenblick bewußt, daß ich im Begriffe stand, den geraden, richtigen Weg zu verlassen. Aber gleich redete ich mir ein, das sei doch ein Unsinn; zu befehlen habe mir niemand, und ich habe noch immer gewußt, was gehe und was nicht gehe.

Mit ein paar Worten waren wir über den Lohn einig. Ihr gegenüber saß ein kurzes rundliches Ding mit Sommersprossen; sie sei auch noch zu haben, gab sie lachend zu verstehen. Ich ließ jeder ein Glas Wein aufstellen und sagte, sie könnten dann gleich mit mir heimkommen. Der Kärtler-Hans nahm darauf die zwei anderen Heuerinnen in Dienst; alle vier



Er kam fast jeden Tag zu mir ins nahe Wäldchen herüber . . .

stiegen lachend und scherzend auf mein Gefährt, während er mit den Mähdern, die aus einer anderen Gegend waren, zu Fuß nachfolgte.

Im Waldhof lehrte ich mit den Mädchen noch einmal ein. Ein Nachbar, der dort saß, fragte mich, ob ich ihm nicht eine Heuerin geben könnte?

Einen Augenblick erwog ich in meinem Innersten — einen Augenblick war meine Redlichkeit Meister; es war mir ganz klar: Du mußt dieses Mädchen von dir wegtun!

Aber da sah ich nach ihr hinüber, und es war mir wirklich, als ob ihre Augen baten: „Nicht mich, gelt!“ Da hätte ein Heiland sich verfehlt können!

Es war ein Heuet, wie man nur alle fünfzig Jahre einen hat. Tag für Tag der Himmel wie eine Glocke. Der ganze Heustock kam ein ohne einen Tropfen Regen. Ich schaffte mit einer heimlichen Freudigkeit im Herzen wie ein junger Kerl, der seinen Schatz um sich weiß. Damals konnte einer noch weit herkommen, bis ich ihn im Mähen fürchtete; die zwei Mähder mußten sich ins Zeug legen hinter mir. Und wenn ich die fremde Betteerin, die Eva, früh um sechs Uhr mit dem Morgenimbiß kommen sah, geschah es wohl, daß ich wie ein Jungtnab' auf einen Jauchzer Antwort gab, der droben hinterm Geißholz aufstieg.

Aber das darf ich sagen, ich gab acht auf mich. Ich wollte alles mit mir allein ausmachen. An einem schönen Mädchen ein Wohlgefallen haben, das ist doch keine Sünde; sonst hätte der Herrgott ja alle häßlich schaffen können wie die andere Heuerin, die Apollonia, die immer heulte und schon am dritten oder vierten Tag vor langer Zeit, wie sie sagte, fortließ.

Ich freute mich im stillen, daß die beiden Mähdere, von denen einer ein frischer, angriffiger Bursche war, mit Eva nichts anzufangen wußten. Sie stellte sich taub gegen deren saftige Spässe; das konnten sie nicht verstehen. Aha, das sei gewiß eine Grafentochter, spotteten sie zusammen; vielleicht von Lumpelfingen. Der werde man den Hochmut schon noch herunterkriegen. Bei ihnen zu Haus sei akkurat so eine Hex' gewesen, die sich gestellt habe wie ein heiliger Geist. Darauf sei sie eines schönen Morgens mit einem fremden Maler auf und davon; ein paar Jahre nachher sei sie dann richtig mit drei Kindern ins Dorf gekommen.

Ich dachte bei mir: So, daß sie etwas Besonderes ist, das seht ihr doch auch! Und ich dachte weiter: Wenn ich der Maler gewesen wäre, so eine hätte ich nun und nimmer fahren lassen...

Mit meiner Frau war ich jetzt freundlicher als sonst; es war mir, als müßte ich immer und immer wieder bei ihr abbitten. Ich merkte, daß etwas mit mir geschah, das ich bis jetzt nicht erlebt hatte. Es konnte mir eng werden in der Kehle, wenn die schöne Heuerin mich um etwas fragte und ich ihr Antwort geben mußte.

Ich hatte zu meiner Frau immer einen guten Willen gehabt, wenn ich auch nie besonders in sie vernarrt gewesen war. Ihr Vater hatte zwei Stücke Wald mitten in unserem schönsten Buchenbestand im Lauchholz besessen, die man um kein Geld hätte kaufen können. Wegen dieses Holzes gab ich eigentlich zuerst auf Justine acht. Ich bemerkte, daß sie ein liebes, wohlgemachtes Mädchen war, mit dem sich ganz hübsch zusammensein ließe. Sie war von Anfang an mehr verliebt als ich, und ich dachte, das müsse so sein.

Ich hätte auch keine bessere und verständigere Frau bekommen können. Sie hielt mich nicht zu knapp; sie war nie ungehalten, wenn

ich mir etwa an einem Sonntag oder Markttag ein bißchen wohl sein ließ. Die Männer müssen das haben, sagte sie, sonst werden sie dummi. Daneben hat sie mir wacker geholfen; in schweren Stunden hat sie sich besser gehalten als ein Mann. Als uns der einzige Sohn mit zwölf Jahren starb, hätte ich mich ohne sie nicht so bald wieder zurechtgefunden.

Nein, es durfte nicht sein, daß ich ihr jetzt etwas zuleide tat. Ich konnte nichts dafür, daß mir diese Fremde mit ihren Augen das Herz lachen machte. Aber ich mußte es für mich behalten. Sie ging ja in kurzem wieder weg, und wenn ich sie nicht mehr vor mir sah, kam ich schon wieder ins Geleise...

Meine Vorsätze waren gut. Aber von einem Tag auf den andern bekam Eva mehr Gewalt über mich. Ich versteckte mich, um auf Augenblicke meine Herzenslust büßen und ihren jungen, schönen Wuchs betrachten zu können, ihre Zöpfe, ihre blanken Arme, ihre Sonntagsaugen.

Eines Abends, wir hatten eben den letzten Wagen Heu abgeladen, stand ich unter dem breiten Nußbaum am Brunnen, um mich abzufühlen. Da sah ich ein schönes Bild im Wasser, ich schielte ein wenig seitwärts, die Eva stand hinter mir. Sie steckte die gelben Zöpfe auf, die ihr bei der Arbeit herabgefallen waren. Hierauf trat sie an den Brunnenstock, ließ sich Wasser in die hohle Hand rinnen und trank daraus. Unwillkürlich sah ich mich um und bemerkte, daß die Bretterwand, mit der ich den Brunnen auf zwei Seiten eingefaßt hatte, um das Vieh beim Tränken vor dem Winde zu schützen, gegen das Haus zu eine Hütte für uns bildete. Dakreuzte ich die Arme über die Brust, wartete, bis sie sich vom Brunnen abwandte, und sagte mit erzwungener Fröhlichkeit, denn ich fürchtete mich vor mir selber: „So — nun ist der Scherz vorbei. Ich wünsch' mir nie einen leichteren Heuet. Geschafft haben wir, das ist wahr.“

„Ja, Ihr solltet noch einmal zwanzig werden, Meister“, entgegnete sie unbefangen. Es war mir aber doch, als ob ein rascher Blick aus ihren Augen die schützende Wand gestreift hätte...

Da fing ich an gedämpft zu reden: „Zwanzig — ja! Das wird man um dich, du...“ Es kochte in mir, wie wenn eine Welle warmen

Blutes plötzlich die Adern gesprengt hätte. In diesem Augenblick — es war nicht der Teufel, der das tat, ich hatte ganz helle und gute Gedanken — in diesem Augenblick legte ich meinen Arm um ihren Hals, zog sie an mich und küßte sie auf den Mund; einmal — zweimal — auf die Wangen, auf die Stirne. Sie ließ es leicht abwehrend geschehen. „So, so! Es ist jetzt schon genug!“

„Ich wollte dir nur zeigen, wie alt ich bin“, sagte ich leise. „Und nun gehst du ja bald fort“, fügte ich wie zur Entschuldigung hinzu. Dann ging ich mit einem schnellen Entschluß von ihr weg und ins Haus hinein. Wie im Rausche schwankte ich durch die Stube, durch die Küche. Ich wollte meine Frau auftischen und ihr sagen, daß dieses Mädchen aus dem Hause müsse. Sie solle es ihr befehlen und ihr den Lohn geben. Es sei mir daran gelegen.

Da ich Justine nicht gleich fand, nahm ich mir vor, es dann am Abend mit ihr auszumachen. Ich nahm eine Sense vom Nagel und ging Grünfutter mähen. Als ich nach einer Stunde heimkam und in die Stube trat, war ich nicht wenig erstaunt, daß Eva statt meiner Frau das Abendessen auftrug. Sie berichtete, daß die Meisterin und meine Tochter, die Rosa, noch in die Stadt gefahren seien.

Ich erschrak heimlich, tat aber gelassen und schwatzte mit den Mähdern, die am Morgen abreisen wollten. Nach dem Essen stieg ich in die hintere Kammer hinauf. Ich mußte Gewißheit haben. Wirklich — wenn man am äußersten Fenster stand, konnte man über die Bretterwand weg auf den Brunnenplatz sehen.

Ich saß lange auf dem alten Lehnstuhl, der schon meinen Vater und meinen Großvater getragen hatte. Es war mir nicht leicht. Was würden die zwei jetzt zu mir sagen?

Da sah ich ein zusammengefaltetes Blatt Papier auf dem Tische liegen. Es enthielt folgende Bleistiftnotiz von Justine: „Das Fuhr-



Eines Abends stand ich unter dem breiten Nußbaum am Brunnen . . .

werk lassen wir beim Brückenwirt. Und das Schwabenmensch wird dir den Hausstand schon führen.“

Ihr könnt es mir glauben, ich habe in jener Nacht wenig geschlafen. Einmal sagte der Teufel mir etwas ins Ohr. Aber er hatte jetzt keine Macht über mich. Ein Entschluß, der in mir reif wurde, beruhigte mich nach und nach. Ich wollte der Heuerin am Morgen den Lohn geben und dann sogleich nach Meningen hinauffahren; meine Frau konnte sich mit Rosa kaum anderswohin gewandt haben; sie hatte dort einen Bruder, der ein Gasthaus betrieb.

Beide sollten sofort heimkommen. Kein Mensch sollte merken, daß auf dem Ristenhof einmal etwas nicht in Ordnung gewesen war.

Nach dem Morgenessen, das Eva bereitet hatte, rechnete ich mit den Heuern aus, worauf sich diese schmunzelnd für das nächste Jahr empfahlen.

Nun sollte Eva an die Reihe kommen.

Sie hatte das Geschirr blank gemacht und stand unter der Küchentüre. „Nun muß ich wohl auch gehen“, sagte sie und wurde ein wenig rot. „Freilich, wenn Arbeit da ist, wäre ich lieber erst am Sonntag mit den andern Mäd-

chen heimgefahren.“ Und nun konnte sie mich ganz frei ansehen, wie wenn nie etwas geschehen wäre.

Es kochte wieder in mir. Jemand, den ich nicht sah, schrie mich heftig an: So! Also so einer willst du werden? — Aber der Tisch, an dem ich saß und an dem ich mich mit beiden Händen festhielt, sagte zu mir: Hier wird sie sitzen, neben dir! Und kein Mensch in der Stube, kein Mensch im Hause als du und sie! ...

Ich sah mich unsicher nach Eva um. Zu meinem Staunen hatte sie ein Lächeln auf den Lippen.

„Ihr glaubt gewiß, ich fürchte mich jetzt vor Euch. O nein, das war doch nur ein Scherz. Und wir wissen ja beide, daß so etwas nicht geht.“

Ich getraute mich nicht, die Augen zu erheben. „Wir beide...“ Das klang so sonderbar. Als ob sie sagen wollte: Das Liebhaben wäre ja schon hübsch...

„Ja, ja, es geht nicht“, sagte ich, mich plötzlich aufräffend. „Aber es ist mir doch recht, wenn Ihr noch ein paar Tage da seid. Bis meine Leute vom Besuch beim Schwager zurück sind“, log ich hinzu.

So bin ich zu einer Haushälterin gekommen. Ich will es ehrlich bekennen, ich ging mit freudigem Herzen umher und sah den kommenden Tagen wie einem Wunder entgegen. Und doch — als ich gegen Mittag mit der Hacke auf dem Rücken durchs Dorf schritt, meinte ich, die Kinder auf der Straße müßten es schon wissen, was mit mir sei und daß ich nun nicht mehr zu den rechten Leuten gehöre.

Beim Essen waren wir allein; der Knecht feierte die Heuerlezi im Wirtshause. Eva war still und tat scheu wie eine Magd. Auch ich konnte nicht reden; ich faute Worte im Mund und war verlegener als ein Kiltgänger, der in einem fremden Hause sitzt und nicht weiß, ob man ihn gern oder ungern kommen sah. Ich habe mich nachher oft gefragt, ob denn jemand zwischen uns gesessen habe. Nein. Aber Eva hatte an jenem Mittag etwas in den Augen, das ich vorher nicht gesehen hatte. Als sie nach dem Essen schnell nach ihrer Kammer ging, hörte ich, wie sie behutsam den Riegel vorschob...

Am Abend, als ich vom Kleemähen heimkam, zwang es mich, leise in die Küche zu treten.

Ich hatte mich bereits in einen hartnäckigen Groß gegen meine Frau hineingeredet, von der ich jetzt wußte, daß sie in Meningen bei ihrem Bruder war. Wenn sie den Kopf nicht brach, so sollte alles gehen, wie es konnte und mochte!

Eva stand am Herd und sah sich nach mir um. Das Fremde zwischen uns war jetzt weg, ihr Blick war offen und sagte etwas Liebes zu mir. Augenblicklich kam es wieder über mich, daß ich nicht von ihr lassen konnte. Ich fasste mit meinen Händen ihren weichen Arm und ihre Schulter und machte, daß sie sich gegen mich wenden mußte.

„Eva — sieh mich an — — du! Du hast so liebe Augen...“

Sie lächelte hellen Blickes zu mir auf mit leicht geöffneten Lippen, den Kopf etwas zurückgelegt. „Hab' ich! So fühlt mich noch einmal! Übermorgen ist ja Sonntag.“

Da zog ich sie neben mich auf die Herdbank nieder und küßte und liebkoste sie nach Herzenslust. Und ich fühlte, daß sie ein Weib war und daß sie mir ihre jungen Lippen nicht versagte.

Plötzlich richtete sie sich auf und stand abwehrend neben mir. „Nun muß es aber aus sein“, sagte sie mit großer Bestimmtheit. „Es ist ein Unrecht dabei. Gebt mir den Lohn, ich will fort.“ Sie stieg raschen Schrittes in ihre Kammer hinauf. Schon nach einer Viertelstunde stand sie reisefertig in der Stube. Sie war ganz umgewandelt und tat sicher und entschlossen.

Ich zählte ihr den Lohn auf den Tisch und begleitete sie hinaus.

„Denkt Ihr nun schlecht von mir?“ fragte sie leise, während sie mir vom untersten Treppenritt aus die Hand bot. „Nein“, sagte ich gedrückt. „Muß es denn sein, daß Ihr so schnell fortgeht?“

Sie besann sich ein wenig. Ich sah ihr an, daß sie Mühe hatte, die Tränen zurückzuhalten. „Ich hätte keinen Tag da bleiben sollen. Denn ich hab' es in der ersten Stunde gewußt, daß Ihr Euch meinetwegen Gewalt antun mußtet. Aber — mein Gott, ich hab' das ja so bitter gern erlebt! Halt, weil Ihr nicht seid wie viele andere Männer, die so plumpe Hände haben! Und so hungrige Augen...“

„Ich habe Euch von Anfang an für ein braves Mädchen gehalten“, sagte ich aufrichtig.

Sie lächelte halb unter Tränen. „Das beim Brunnen — mich däucht, das war keine Sünde. Aber jetzt — —“ Sie sah sich unsicher um. Mein Knecht torkelte eben vom Rebstock her heimzu und lallte von weitem, sie solle noch warten, er wolle ihr auch Adiö sagen. Sie rief in scherzendem Tone, den sie sogleich fand, er möge erst seinen Brand ausschlafen. Zu mir sagte sie ganz leise, ohne mich recht anzusehen: „Es ist wohl besser, daß ich jetzt gehe. Für das Liebsein dank' ich Euch.“ Damit wandte sie sich von mir weg. Ich trat wieder in die Stube, ohne recht zu wissen, was ich tat, und saß lange brütend am Tisch. Es war mir, als ob ein Riß durch mein Leben gegangen wäre. Ich kam so weit, daß ich daran dachte, ihr nachzulaufen. Da hörte ich ein Kind im Stalle brüllen. Das brachte mich zur Besinnung.

Am darauffolgenden Abend fasste ich den Beschuß, meiner Frau zu schreiben. Es konnte so nicht weitergehen; die Leute fingen an, nach ihr zu fragen. Ich framte Papier und Tinte hervor, konnte aber keinen richtigen Brief zusammenbringen; schon die Anrede machte mir Kopfzerbrechen. „Liebe Justine!“ — was mußte sie da denken? — Blößlich vernahm ich ein Geräusch hinter mir. Als ich auffschaut, stand meine Frau in der offenen Türe.

Ob ich schon fertig sei mit meiner Magd, fragte sie böse. Sie konnte sich aber nicht halten und fing herzbrechend zu weinen und zu schluchzen an. „Oh — daß ich noch so etwas erleben mußte!“

Auch mir kam das Wasser in die Augen. Ich ging auf sie zu und tat gut mit ihr; sie erbarmte mich im innersten Herzen. Es war traurig, daß ich so alles und alles hatte vergessen können. Sie hatte das mit ihrer Liebe und Treue nicht verdient. Für das andere konnte ich ja nichts; aber ich hätte mir mehr Gewalt antun müssen. — Ja, so etwas kann man nachher schon sagen . . .

Justine weinte lange wie ein Kind in meinen Armen. „Ach, ich hätte den Mut nicht gleich verlieren sollen!“ brachte sie endlich unter Schluchzen hervor. „Ich glaube, daß nun ein Unglück geschehen ist.“

Erst nach und nach erfuhr ich von ihr, was sie damit meinte. Am ersten Tage, da meine

Frau und Rosa in Meningen weilten, fand im Gasthause ihres Bruders eine Hochzeit statt, und Rosa mußte beim Aufwarten mithelfen. Sie lernte da einen jungen Menschen kennen, einen Koch namens Bechler, dem sie von Stund' an anhing. Die Mutter wußte sogleich, daß es nicht gut war; aber sie konnte nichts dagegen tun. Auch daß sie den Kopf brach und mit dem Kinde heimkam, half nichts mehr; wir beide konnten weder mit Liebe noch mit Strenge etwas ausrichten. Es kam halt, wie es kommen mußte. Und die Mutter hatte nur zu gut gesehen, es war ein Unglück.

Als es zum Heiraten Zeit war, kaufte der Bechler, der keinen Rappen Ersparnes hatte, Knall und Fall einen alten Gasthof in Guldenbach am See, und ich mußte helfen. Natürlich. Konnte ich nein sagen? Ich war ja schuld. Ein Bürgschein ist ja bald unterschrieben. Und vielleicht ging es doch. Die jungen Leute hatten große Pläne, wie sie das Haus, das früher auch gut gewesen sei, wieder in die Höhe bringen wollten. Besonders der Bechler prahlte immer, es komme einzlig und allein auf die Persönlichkeit des Wirtes an. — Ja, eben darauf kommt es an! . . .

Als ich nach etwa drei Monaten nach Guldenbach kam, wußte ich schon in der ersten halben Stunde, daß alles verloren war. Rosa weinte in der Küche, als wir allein waren. Der Karl gebe alles so schnell auf. Und es wäre doch ganz gut ohne Köchin gegangen, wenn er arbeiten wollte. Sie müsse auf jedes Bierlein acht geben; den Zins auf Mai bringe sie noch zuweg, wenn sie immer am Buffet sei und das Geld verstecke. Aber dann die Bierrechnungen! Und wenn erst die Kindbett komme!

Der Bechler saß verschlafen in der dunklen Gaststube und jassetzte mit Leuten, die ich nicht mit einem Stecklein berührt hätte. Er erklärte nachher großartig, man müsse sich eben populär machen; nichts schade einem Geschäft mehr, als wenn man sich nicht mit den Leuten abgabe. Und der Bierkonsum habe sich nun schon bedeutend gehoben. Die Kellnerin — es war zufällig die kurze, rundliche Apollonia mit den Sommersprossen — kannte mich noch und wußte mir einiges von Eva zu berichten. So ein arg hübsches Mädel und dabei so unklug! Mit

dem Bürgermeistersohn habe sie sich versprochen bald nach jenem Heuet. Aber von heute auf morgen, kein Mensch wisse warum, habe sie ihm nachher den Abschlag gegeben und sei Krankenschwester geworden.

Die Apollonia mußte uns verschiedene Sorten Wein zum Probieren aufstellen, wobei ihr der Bechler hin und wieder einen Klaps gab. Ich dachte bei mir: Wer wird da die Urte aufbringen?

Ja, ja, die hab' ich bezahlt! Mit dem schönen Ristenhofe habe ich sie bezahlt. Was wollte ich machen? Dem Bechler sein Alter, der neben mir Bürge war, hätte keinen Rappen aufgebracht. Freilich, zu jener Zeit wäre ich für die Summe noch allein mächtig gewesen. Mein gesunder Bauernverstand riet mir: Laß fahren! Zahl den Bettel, es reibt dich nicht auf! Besser eine Beule als ein Loch! Der Hochmut aber sagte dagegen: Wer wird sich so an die Wand stellen! Ich half mit Geld und half wieder. Daneben prahlte ich laut beim Glase Wein im Rebstock, wie sich der Bechler in Guldenbach gut mache und wie meiner Tochter das Wirten wohl anstehe. Aber ich betrachtete es heimlich als ein Glück, daß Rosa im zweiten Wochenbett starb. Ihre Kinder waren beide tot zur Welt gekommen.

Nun wäre mich der Bechler nicht mehr viel angegangen. Aber ich hatte die Hand unterm Stein und konnte sie nicht mehr hervorziehen. Die Lumpenwirtschaft und der Ristenhof wurden nach und nach wie mit Stricken aneinandergekoppelt; was der eine aufbringen konnte, fraß die andere und noch mehr dazu. Und am Ende fallierte der Bechler doch; ich mußte die Bürgschaftssumme bezahlen. Auch das brachte ich noch zuweg. Es braucht viel, bis sich ein Bauer aus seiner Stube weisen läßt. Noch acht Jahre trieben wir's; aber auf das Ende hin war es doch kein Leben mehr. Der Hausrat verpfändet, der letzte Schwanz Bieh im Stall dem Händler verschrieben, hinterm Spiegel immer drei, vier feurige Zettel<sup>1)</sup>) — härter kann einen der Teufel nicht reiten. Meine Frau wurde frank vor Müdigkeit und Zorn über die Menschen; denn wir waren verlassen und niemand hatte Nachsicht. Sie erlebte den bösen Tag nicht. Ich muß ihr

noch im Grabe danken, sie hat mir nicht ein einziges Mal einen Vorwurf gemacht. Sie sagte nur: „Es ist uns halt so bestimmt gewesen...“

Als die Angst über mich kam, als ich es von allen Seiten kommen sah wie ein hohes Wasser, dem man nicht entrinnen kann, da versuchte ich, den Ristenhof zu verkaufen; es sollte wenigstens kein Geld an mir verloren gehen. Aber niemand gab mir ein rechtes Angebot. Ich bemerkte mit Schrecken, daß ich ein Lottergut sei!

Was soll ich noch sagen. Ich bin mit allem fertig geworden. Um hintern Kammerfenster, wo man auf den Brunnenplatz sieht, habe ich zugeschaut, wie man meine Wagen und den Pflug und den Dengelstock vergantet hat. Der Weibel machte Spässe. Als einer den wackligen Stoßkarren kaufte und beiseite schob, rief er ihm nach, er könne den Sali gleich auch dazu haben. Da lachte alles; auch mein Vetter, der Steffen-Felix von Grasrütti, hat gelacht; ich habe auf sein Gesicht acht gegeben. Und er hatte eine Stunde vorher zu mir gesagt, es tue ihm so weh wie mir selber.

Um liebsten wäre ich weggegangen, in den Wald oder sonstwohin; ich habe auch Gedanken gehabt, die ich jetzt nicht sage. — Aber nein, ich mußte bei jedem Stücklein dabei sein, mußte sehen, wer es in die Hände nahm, wie alles auf die Seite getragen und angeschrieben wurde.

Mit sechzig Rappen in der Tasche bin ich nachts vom Ristenhofe weggegangen. Mit den sechzig Rappen hatte ich einen alten harthölzernen Kalenderrahmen kaufen wollen, auf dessen Rückseite mein Großvater und mein Vater Jahrzahlen eingeritzt hatten. Aber der Kärtler-Hans bot mir zuleid einen Franken. Er sagte zu mir, wer keinen Ofen habe, brauche auch kein Holz zum Heizen. Auch er brauchte nicht mehr viel: Zwei Wochen später hat ihn ein Stier getötet.

Die Leute lachen jetzt über mich, wenn ich Löse kaufe, um mich von der Armenpflege frei zu machen und meiner Frau einen Grabstein setzen zu können. Mit der Treue hätte sie allweg eher einen verdient als die Ristnerin, die neben ihr liegt. Ja.“

Der Alte schwieg und sah trübe vor sich hin. Ich wußte kein Wort zu sagen und fing nach-

<sup>1)</sup> Zahlungsbefehle.

denklich zu arbeiten an. Als er nach einer Weile den Heimweg antrat, kam es mir vor, er sei plötzlich viel älter und gebrechlicher geworden.

Kurze Zeit nachher bemerkte ich, daß der Sali oft beim Essen fehlte. Der Stelzenbühl sagte, es gehe rasch bergab mit ihm, er werde im Heuet nicht mehr auf dem Scheunenbänklein sitzen. An einem Sonntagabend mußte ich zu ihm in die Kammer hinauf. Er saß im lederbeschlagenen Lehnsstuhl, den ihm die Bäuerin hinaufgestellt hatte, und sah sich lächelnd nach mir um. „So, das ist schön, daß Ihr kommt“, sagte er mit heiterer Ruhe; „ich will Euch jetzt ein Vermächtnis machen.“ Er nahm ein zerknittertes Zettelchen aus der Westentasche und bemühte sich, es auf dem Tische glatt zu streichen. Es war ein Los von irgendeiner Kirchenbau-lotterie; ich hatte zwei ähnliche in meinem Sackbuch liegen.

„Wenn dieses Los gewinnt,“ sagte er, „und ich glaube es ganz bestimmt, so ist das Geld Euer. Aber wenn es viel ist, so . . . Ihr wißt ja schon, ich hätte meiner Frau gerne einen Grabstein setzen lassen. Einen schönen von Marmor und mit goldenen Buchstaben darauf. Hier auf der Rückseite des Lotes habe ich die Nummer aufgeschrieben, die auf ihrem Gräbtäfelchen steht. Könnt Ihr's lesen? Nummer 57.“ Ich versprach ihm, gut auf die Ziehung achtzuhaben und, wenn es möglich sei, seinen Wunsch zu erfüllen.

Kaum eine Woche später hielt der Leichenwagen vor dem Stelzenbühl. Einige ältere Bauern und Bäuerinnen gaben dem Risten-Sali das Geleite zum Kirchhof. Im Spätherbst, als die Ziehung war, kam sein Los mit einem Gewinn von drei Franken heraus. Ich legte noch einige Rappen dazu und kaufte zwei Rosenäumchen. Eines davon pflanzte ich auf das Grab Nummer 57, das andere bekam der Sali.

So hatte er doch zum letztenmal keine Niete gezogen. (Aus der Sammlung von Erzählungen „Das Ebenhöch“. Verlag von Huber & Co., Frauenfeld.)

### Über einer Schlosserwerkstatt.

Wenn an jedes lose Maul  
Ein Schloß müßt' angelegt werden,  
Dann wär' die edle Schlosserkunst  
Die beste Kunst auf Erden.

### Das Postmaidlein.

Stapft ein Maidlein auf die Lüzelalp,  
Flink und frei und sauber allenthalb.  
War der Scheitel, Füß' und Waden nackt  
Und die Armchen mit der Post bepackt.  
Senngehöste lehnten ihrer drei  
An der Halde in der selben Reih'.  
Furchtsam hielt sie an der ersten Tür,  
Kramt ein Brieflein ordentlich herfür.  
Schritt zum zweiten Gaden alsdann,  
Bracht' ein sattes Päckchen an den Mann.  
Endlich, drüben bei dem dritten Haus,  
Langte sie ein Telegramm heraus.  
Hüpste dann und jauchzt ein duzendmal.  
Lief mit lust'gen Sprüngen heim zu Tal.  
Gab den Beutel ab im Postkontor,  
Schloß zu Bett und legte sich aufs Ohr. —  
Aber oben in der Alpennacht,  
Ward bei Licht die ganze Nacht gewacht.  
Aus dem hintersten der Weiler drei  
Klagte Jammerruf und Wehgeschrei.  
In dem mittleren war Mordio im Schwang,  
Aus dem ersten becherte Gesang.  
Maidlein mit dem Kinderangesicht!  
Sag', was hast dort oben angericht'!?  
Säh' man's auch den nichtigen Händlein an,  
Daz' dir Fluch und Segen steht daran?

Carl Spitteler.

### Aus der Elementarschule.

„Fräulein, ich glaube, es donnert“, sagte die etwas furchtsame Lina mitten in der Schulstunde. Die freundliche Lehrerin unterbrach ihren Unterricht, um den Kindern zu erklären, daß man zu Ehren des Besuches des Königs und der Königin von Rumänien mit Kanonen schieße. „Ob sie ihn wohl getroffen haben?“, fragte eine andere Schülerin.

### Gemütlich.

Bekanntlich fährt das Straßenbähnli St. Gallen-Gais nicht gerade außerordentlich geschwind. Im November fuhr ein Reisender nach Gais. Beim Riethäusle sagte er zum Konditeur: „Sägid denn au zum Lokomotivführer, er möcht si guet si u e chly schneller fahre; i reise halt of Winterartikel, da möcht i nid erscht dobe sy, wenn's scho Fruehlig isch.“